

Charles Dickens

Eine Weihnachtsgeschichte

Charles Dickens

Eine Weihnachtsgeschichte

In Prosa

Deutsche Neuübersetzung

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

1. Auflage 2025

© 2025 Haas Literaturverlag UG (haftungsbeschränkt)

Layout und Satz: Marvin Haas

Illustrationen und Covergestaltung: Marvin Haas

Übersetzung: Marvin Haas

Verlag: Haas Literaturverlag UG (haftungsbeschränkt), Kollwitzstr. 76,
10435 Berlin, info@haas-literaturverlag.de

ISBN: 9798262943265



www.haas-literaturverlag.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort des Übersetzers	7
Marleys Geist.....	9
Der erste der drei Geister	33
Der zweite der drei Geister	57
Der letzte Geist.....	89
Das Ende	113

Vorwort des Übersetzers



Wenn man Charles Dickens' *A Christmas Carol* zum ersten Mal liest, stellt sich einem die Frage, weshalb eine Erzählung, die Mitte des 19. Jahrhunderts in London geschrieben wurde, bis heute eine so starke Wirkung entfaltet. Doch sobald die ersten Seiten umgeblättert werden, wird es verständlich: Dickens gelingt es, das Alltägliche mit dem Wunderbaren zu verweben – soziale Kritik mit märchenhafter Phantasie, rührende Menschlichkeit mit humorvoller Übertreibung.

Die Aufgabe einer Übersetzung besteht darin, diesen Reichtum an Tönen in unsere Sprache hinüberzutragen, ohne den Zauber zu verlieren, der Dickens' Prosa seit Generationen lebendig hält. Dickens schreibt in einem Englisch, das gleichermaßen farbig, detailreich und voller Anspielungen ist. Er liebt es, mit Sprachbildern zu spielen, Ironie und Pathos nebeneinanderzustellen und sogar im Erschrecken noch das Komische durchscheinen zu lassen. All dies gilt es im Deutschen nicht nur wiederzugeben, sondern auch fühlbar zu machen.

Dabei steht man vor unvermeidlichen Entscheidungen: Sollen bestimmte Redewendungen wörtlich übersetzt oder

sinngemäß übertragen werden, um die Lebendigkeit des Originals zu bewahren? Wie viel altertümliche Färbung verträgt das Deutsche, ohne dass der Text steif wirkt? In dieser Ausgabe habe ich versucht, ein Gleichgewicht zu wahren: die Wärme, den Humor und die Sprachlust von Dickens erkennbar zu machen, zugleich aber so zu übersetzen, dass heutige Leserinnen und Leser unmittelbar eintauchen können.

Eine Weihnachtsgeschichte ist mehr als eine Erzählung über einen geizigen alten Mann, der eine Wandlung durchmacht. Sie ist ein Appell an Menschlichkeit, an die Bereitschaft zur Vergebung und an die Kraft der Freude, die gerade in den dunkelsten Zeiten des Jahres am hellsten leuchtet. Dass Dickens diese Botschaft mit solch erzählerischer Wucht und zugleich mit solch zarter Menschenliebe vorträgt, macht die bleibende Schönheit dieses Werkes aus.

Möge diese Übersetzung dazu beitragen, dass Scrooges Reise durch Nacht, Erinnerung und Offenbarung auch heute noch ihre Leser berührt, erschüttert und vielleicht sogar auch sie verändert.

Marvin Haas

Strophe 1



MARLEY'S GEIST

Marley war tot. Um damit zu beginnen. Daran konnte keinerlei Zweifel bestehen. Der Schein für seine Beerdigung war vom Geistlichen, dem Schreiber, dem Bestatter und dem Haupttrauergast unterzeichnet worden. Ebenezer Scrooge hatte unterschrieben, und Scrooges Name galt an der Börse für alles, wo er ihn daruntersetzte. Der alte Marley war so tot wie ein Türnagel.

Versteht mich recht! Ich will damit nicht behaupten, ich wüsste aus eigener Kenntnis, warum gerade ein Türnagel besonders tot sein soll. Mir selbst wäre eher der Gedanke gekommen, einen Sargnagel für das toteste Stück Eisen im Handel zu halten. Doch in diesem Vergleich steckt die Weisheit der Vorfahren, und meine unheiligen Hände sollen sie nicht antasten, sonst wäre es aus mit unserem Land. Darum erlaubt mir, es noch einmal mit Nachdruck zu wiederholen: Marley war so tot wie ein Türnagel.

Wusste Scrooge, dass er tot war? Natürlich wusste er es. Wie könnte es anders sein? Scrooge und er waren über viele Jahre hinweg Geschäftspartner gewesen. Scrooge war sein einziger Testamentsvollstrecker, sein Verwalter, sein Erbe, sein einziger Freund und einziger Trauergast.

Und doch hatte Scrooge die Sache nicht so sehr erschüttert, dass er nicht am Tage des Begräbnisses noch ein vortreffliches Geschäft machte, und die Trauerfeier so mit einem ausgezeichneten Handel ehrte.

Die Erwähnung von Marleys Begräbnis bringt mich zurück zum Ausgangspunkt: Marley war tot, ohne Zweifel. Das muss klar verstanden werden, sonst kann nichts Wunderbares aus der Geschichte erwachsen, die ich nun erzähle. Wenn wir nicht vollkommen überzeugt wären, dass Hamlets Vater vor Beginn des Stücks gestorben war, wäre nichts Außergewöhnliches daran, ihn bei östlichem Wind nachts auf den Zinnen umherwandeln zu sehen – kaum auffälliger, als wenn irgendein Herr mittleren Alters leichtsinnig nach Einbruch der Dunkelheit einen Spaziergang im Kirchhof von St. Paul's unternähme, nur um den schwachen Verstand seines Sohnes zu erschüttern.

Scrooge hatte Marleys Namen nie vom Firmenschild gestrichen. Noch Jahre später stand dort über der Tür des Lagers: Scrooge und Marley. Das Haus war bekannt unter diesem Namen. Manche, die das Geschäft nicht kannten, nannten Scrooge „Scrooge“, andere „Marley“, und er hörte auf beides. Es war ihm völlig gleich.

Oh! Aber was für ein harter Mann war Scrooge! Ein quetschender, reißender, krampfhaft greifender, raffender, gieriger alter Sünder! Hart und scharf wie Feuerstein, aus dem noch nie ein Funken der Großzügigkeit geschlagen war; verschlossen, selbstgenügsam und einsam wie eine Auster. Die Kälte in seinem Innern fror seine Züge ein, spitzte seine Nase, runzelte seine Wangen, versteifte

seinen Gang, färbte die Augen rot und die Lippen blau; sie klang heraus in seiner kratzigen Stimme. Ein Reif lag auf seinem Haar, auf den Brauen und seinem borstigen Kinn. Er trug stets sein eigenes Frostwetter mit sich; er vereiste sein Büro mitten im Hundssommer, und selbst zu Weihnachten taute er nicht um einen einzigen Grad auf.

Äußere Hitze oder Kälte hatten kaum Einfluss auf Scrooge. Keine Wärme konnte ihn wärmen, kein Winter ihn frösteln. Kein Wind war schneidender als er, kein Schneegestöber zielte entschlossener auf sein Ziel, kein Regen war unerbittlicher. Schlechtes Wetter wusste nie recht, wie es ihn nehmen sollte. Regen, Schnee, Hagel, Graupel – sie alle hatten ihm gegenüber nur einen Vorzug: Sie gingen gelegentlich nieder, Scrooge niemals.

Niemand hielt ihn auf der Straße auf, um ihn freudig zu begrüßen: „Lieber Scrooge, wie geht es Ihnen? Wann besuchen Sie uns?“ Kein Bettler bat ihn um eine Gabe, kein Kind fragte ihn nach der Uhrzeit, kein Mensch nach dem Weg. Selbst die Hunde der Blinden schienen ihn zu kennen; sie zogen ihre Herren hastig in Türrahmen und Hofeinfahrten, wenn er sich näherte, und wedelten mit dem Schwanz, als wollten sie sagen: „Lieber kein Auge als ein böses Auge, finsterer Herr!“

Doch was kümmerte das Scrooge! Es war genau das, was er liebte: sich seinen Weg durch die Menge zu bahnen, alle menschliche Wärme auf Abstand haltend, das war, was man „ein Vergnügen“ für Scrooge nennen konnte.

Es begab sich nun von allen guten Tagen im Jahr am Heiligen Abend, dass der alte Scrooge in seinem Büro saß.

Draußen herrschte klirrende, schneidende, neblige Kälte. Vor den Fenstern konnte man die Leute in den Hofeingängen stampfen, mit den Händen auf ihre Brust schlagen sehen, um sich zu wärmen. Obgleich die Rathausuhr eben drei geschlagen hatte, war es schon finster: eigentlich war es den ganzen Tag über kaum hell gewesen. Kerzen flackerten in den Nachbarbüros, wie rötliche Schlieren im trüben Braun der Luft. Der Nebel drang durch jedes Schlüsselloch, durch jede Ritze; und so dicht war er, dass selbst die Häuser gegenüber im engen Hof nur noch gespenstisch zu erahnen waren. Es war, als braue die Natur selbst, gleich nebenan, in großem Kessel ihren trüben Dunst.

Die Tür zu Scrooges Büro stand offen, damit er seinen Schreiber im Blick hatte, der in einem düsteren kleinen Raum dahinter – nicht mehr als ein Verschlag – Briefe abschrieb. Scrooge besaß nur ein sehr kleines Feuer, doch das des Schreibers war so winzig, dass es wie ein einzelnes Kohlenstück aussah. Auffüllen konnte er es nicht, denn die Kohlenkiste stand in Scrooges eigenem Zimmer; und so gewiss, wie der Schreiber mit der Schaufel hereingekommen wäre, hätte sein Herr verkündet, es sei nötig, sich zu trennen. Darum wickelte der Schreiber seinen weißen Schal fester um den Hals und versuchte, sich an der Kerze zu wärmen, ein Bemühen, das, da er kein Mann von großer Phantasie war, misslang.

„Fröhliche Weihnachten, Onkel! Gott segne dich!“ rief da eine heitere Stimme. Es war die Stimme von Scrooges

Neffen, der so plötzlich eintrat, dass dies das erste Zeichen seiner Ankunft war.

„Pah!“ sagte Scrooge. „Humbug!“

Der Neffe, erhitzt vom schnellen Gang durch Nebel und Frost, glühte vor Wärme; sein Gesicht war frisch und schön, die Augen funkelten, und der Atem dampfte vor ihm.

„Weihnachten ist Humbug, Onkel?“ sagte er. „Das meinst du doch nicht im Ernst.“

„Doch“, erwiderte Scrooge. „Fröhliche Weihnachten! Was für ein Recht hast du, fröhlich zu sein? Was für einen Grund, fröhlich zu sein? So bettelarm wie du bist.“

„Nun denn,“ entgegnete der Neffe lachend, „was für ein Recht hast du, verdrießlich zu sein? Was für einen Grund, mürrisch zu sein? So reich wie du bist.“

Da Scrooge nichts Besseres zur Hand hatte, sagte er wieder: „Pah!“ und fügte hinzu: „Humbug!“

„Sei nicht böse, Onkel“, bat der Neffe.

„Was soll ich denn sonst sein“, fuhr Scrooge zurück, „in dieser Welt voller Narren? Fröhliche Weihnachten! Zum Teufel mit fröhlichen Weihnachten! Was ist Weihnachten für dich anderes, als eine Zeit, Rechnungen ohne Geld zu bezahlen; eine Zeit, sich ein Jahr älter und keine Stunde reicher zu wissen; eine Zeit, die Bücher zu schließen und jede einzelne Position nach zwölf Monaten als Verlust verbucht zu sehen? Wenn ich es zu bestimmen hätte,“ sagte Scrooge grimmig, „dann sollte jeder Narr, der mit ‚Fröhliche Weihnachten‘ auf den Lippen herumläuft, mit seinem eigenen Pudding gekocht und mit einem

Stechpalmenzweig durchs Herz begraben werden. Jawohl, so wär's recht!"

„Onkel!“ flehte der Neffe.

„Neffe!“ erwiderte der Onkel streng, „du feierst Weihnachten auf deine Weise und ich auf die meine.“

„Feiern!“ wiederholte der Neffe. „Aber du feierst es ja gar nicht.“

„Dann lass mich in Ruhe damit,“ sagte Scrooge. „Viel Freude mag es dir bringen! Viel Freude hat es dir stets gebracht!“

„Es gibt viele Dinge, von denen ich Gutes hätte haben können, die mir aber keine Münze in die Taschen brachte, Weihnachten eingeschlossen,“ erwiderte der Neffe. „Aber ich bin mir sicher, dass ich die Weihnachtszeit, wenn sie gekommen ist, immer als eine schöne Zeit empfunden habe, ganz abgesehen ihrem heiligen Ursprung, als eine gütige, vergebende, wohltätige, angenehme Zeit: die einzige Zeit, die ich kenne, im langen Kalender des Jahres, in der Männer und Frauen sich einig zu sein scheinen, ihre verschlossenen Herzen frei zu öffnen und an ihre Mitmenschen zu denken. Doch ich glaube, es hat mir gutgetan und wird mir immer guttun. Darum sage ich: Gott segne Weihnachten!“

Der Schreiber im Verschlag klatschte unwillkürlich Beifall; besann sich sofort auf seine Unschicklichkeit, stolcherte verlegen im Feuer und löschte damit die letzte kleine Glut.

„Noch ein Laut von Ihnen,“ sagte Scrooge, „und Sie feiern Ihr Weihnachten auf der Straße! Du bist ein gewandter

Redner“, wandte er sich an den Neffen, „warum gehst du nicht ins Parlament?“

„Schenk uns doch ein Lächeln, Onkel. Komm vorbei! Ich lade dich morgen zum Essen ein.“

Scrooge sagte, er wolle ihn erst verdammt sehen. Ja, das sagte er wirklich. Er benutzte dabei den ganzen Ausdruck, und zwar in der unfreundlichsten Bedeutung.

„Aber warum?“ rief der Neffe. „Warum?“

„Warum hast du geheiratet?“ fragte Scrooge.

„Weil ich mich verliebt habe.“

„Weil du dich verliebt hast!“ knurrte Scrooge, als sei das noch lächerlicher als ein fröhliches Weihnachten. „Guten Tag!“

„Aber, Onkel, du bist doch auch vorher nie zu mir gekommen. Warum jetzt nicht?“

„Guten Tag“, sagte Scrooge.

„Ich will doch nichts von dir; ich bitte dich um nichts; warum können wir nicht Freunde sein?“

„Guten Tag“, sagte Scrooge.

„Es tut mir von Herzen leid, dich so hartnäckig zu sehen. Wir hatten nie Streit, soweit ich weiß. Aber ich habe den Versuch dir zuliebe gemacht, dir und Weihnachten zuliebe. So halte ich meine Weihnachtsstimmung bis zuletzt: Fröhliche Weihnachten, Onkel!“

„Guten Tag“, sagte Scrooge.

„Und ein glückliches Neues Jahr!“

„Guten Tag“, sagte Scrooge.

Der Neffe verließ ohne ein böses Wort das Zimmer. An der Tür wandte er sich noch einmal an den Schreiber, dem

er herzlich die Festtagsgrüße überbrachte; dieser, so kalt er auch war, war doch wärmer als Scrooge, und erwiderte sie freundlich.

„Noch so ein Narr,“ brummte Scrooge, der es hörte. „Mein Schreiber, mit fünfzehn Schilling die Woche und Frau und Kindern, spricht von fröhlichen Weihnachten! Ich sollte wirklich ins Irrenhaus gehen.“

Dieser „Narr“ aber, der Scrooges Neffen hinausließ, ließ zugleich zwei andere Herren herein. Wohlgenährte Herren, wohl anzusehen, die höflich grüßend mit ihren Hüten in der Hand Scrooges Büro betraten.

„Scrooge und Marley, wenn ich recht sehe,“ sagte einer, in seine Liste blickend. „Habe ich das Vergnügen, mit Herrn Scrooge oder Herrn Marley zu sprechen?“

„Herr Marley ist seit sieben Jahren tot“, erwiderte Scrooge. „Gestorben genau heute Nacht vor sieben Jahren.“

„Wir zweifeln nicht daran, dass Ihre Großzügigkeit hinter der Ihres verschiedenen Partners nicht zurücksteht“, sagte der Herr und legte seine Empfehlungsschreiben vor.

Doch bei dem Wort „Großzügigkeit“ runzelte Scrooge die Stirn, schüttelte den Kopf und gab die Papiere zurück.

„Gerade in dieser festlichen Jahreszeit, Herr Scrooge,“ begann der andere, „ist es wünschenswert, für die Armen und Bedürftigen Mitgefühl zu zeigen. Tausenden fehlt es am Nötigsten; Hunderttausende entbehren selbst die einfachsten Annehmlichkeiten.“

„Gibt es keine Gefängnisse?“ fragte Scrooge.

„Doch, viele“, erwiderte der Herr.

„Und die Arbeitshäuser?“ fragte Scrooge. „Sind die noch in Betrieb?“

„Leider ja“, antwortete der Herr.

„Und das Zuchthaus und das Armengesetz noch in voller Kraft?“

„Beide sehr rege, Herr.“

„Aha! Ich fürchtete schon, es sei etwas geschehen, was ihren nützlichen Dienst unterbrochen hätte. Sehr erfreulich.“

„Wir glauben aber nicht, dass sie christliche Herzenswärme vermitteln“, entgegnete der Herr. „Darum sammeln einige von uns, um den Armen Speise, Trank und etwas Wärme zu verschaffen. Gerade jetzt, da die Not am schärfsten und der Überfluss am größten ist. Welche Summe darf ich für Sie notieren?“

„Nichts!“ erwiderte Scrooge.

„Sie wünschen anonym zu bleiben?“

„Ich wünsche, in Ruhe gelassen zu werden“, sagte Scrooge. „Ich mache mir nichts aus Weihnachten, und ich kann es mir nicht leisten, Faullenzer fröhlich zu machen. Ich zahle schon für die Einrichtungen, die ich genannt habe. Sie kosten genug. Wer in Not ist, soll dorthin gehen.“

„Viele können das nicht; viele würden lieber sterben.“

„Dann sollen sie lieber sterben“, sagte Scrooge, „und die Überbevölkerung verringern. Außerdem, entschuldigen Sie, davon weiß ich nicht.“

„Aber Sie könnten es wissen.“

„Es geht mich nichts an“, erwiderte Scrooge. „Es genügt, wenn ein Mann seine eigenen Geschäfte versteht und

sich nicht um die anderer kümmert. Meine beschäftigen mich genug. Guten Tag, meine Herren!“

Da sie einsahen, dass alles weitere vergeblich war, zogen sich die Herren zurück. Scrooge war sehr zufrieden mit sich selbst und fuhr mit ungewöhnlich guter Laune mit seiner Arbeit fort.

Der Nebel verdichtete sich, und die Kälte wurde schneidend. Leute liefen mit Fackeln, um Kutschen den Weg zu leuchten. Eine alte Kirchturm-Glocke schlug die Stunde wie klappernde Zähne bei Kälte. In der Hauptstraße machten sich Arbeiter daran die Gasleitungen zu reparieren. Sie entzündeten ein Feuer in einem Kohlenbecken; Männer und Jungen wärmten sich daran. Die Schaufenster mit Stechpalmen und roten Beeren ließen blasse Gesichter erglühen.

Das Geflügel- und Lebensmittelgewerbe wurde zu einem prächtigen Spektakel, bei dem man kaum glauben konnte, dass so langweilige Prinzipien wie Handel und Verkauf etwas damit zu tun hatten. Der Oberbürgermeister gab in der Festung des mächtigen Mansion House seinen fünfzig Köchen und Butlern den Befehl, Weihnachten so zu feiern, wie es sich für den Haushalt eines Oberbürgermeisters gehörte; und sogar der kleine Schneider, den er am vergangenen Montag wegen Trunkenheit und Blutrünstigkeit auf der Straße mit fünf Shilling bestraft hatte, rührte in seiner Dachkammer den Pudding für morgen an, während seine magere Frau und das Baby loszogen, um Rindfleisch zu kaufen.

Es wurde noch nebliger, noch kälter! Ein armer Junge, dessen magere Nase von der verschlingenden Kälte zerfressen und zerkaut war, wie Knochen von Hunden zerkaut waren, wollte Scrooge an dessen Türschloss mit einem Weihnachtslied erfreuen. Aber beim ersten Ton von:

„Gott segne euch, fröhliche Herren!

Nichts soll euch betrüben!“

packte Scrooge sein Lineal so drohend, dass der Sänger flüchtete.

Endlich kam die Stunde des Feierabends. Murrend stieg Scrooge vom Schemel, der Schreiber löschte die Kerze und setzte den Hut auf.

„Ich nehme an, Sie möchten morgen den ganzen Tag frei haben?“

„Wenn es sich einrichten lässt, Herr.“

„Es lässt sich nicht einrichten,“ sagte Scrooge, „und gerecht ist es auch nicht. Wenn ich es Ihnen vom Lohn abziehen würde, kämen Sie sich betrogen vor, nicht wahr?“

Der Schreiber lächelte schwach.

„Und doch finden Sie es gerecht, Ihnen für Nichtstun einen Tag Lohn zu zahlen?“

„Es ist ja nur einmal im Jahr,“ wagte der Schreiber.

„Eine faule Ausrede, mich jedes Jahr am 25. Dezember zu berauben!“ brummte Scrooge. „Aber meinetwegen. Seien Sie übermorgen umso früher hier!“

Der Schreiber versprach es. Er rutschte fröhlich zwanzig Mal mit ein paar Jungen auf Cornhill die Eisbahn hinunter und eilte dann heim nach Camden Town, um Blindkuh zu spielen.

Scrooge nahm sein trostloses Mahl in seiner trostlosen Schenke ein, las Zeitungen, prüfte sein Kontobuch und ging nach Hause. Er wohnte in den Zimmern, die einst Marley gehört hatten. Dunkel und unheimlich war das Haus, kaum dass man den Hof durchschreiten konnte, ohne sich zu verirren. Nur Scrooge wohnte noch darin; die übrigen Räume waren Büros. Der Nebel hing schwer im Tor, als säße der Wettergeist in trauriger Nachdenklichkeit auf der Schwelle.

Nun ist es Tatsache, dass am Türklopfer nichts Besonderes war, außer dass er groß war. Tatsache ist auch, dass Scrooge ihn Tag für Tag gesehen hatte. Er war kein Mensch von Einbildungskraft. Er hatte nicht an Marley gedacht, seit er ihn am Nachmittag erwähnt hatte. Doch als er den Schlüssel ins Schloss steckte, sah er plötzlich auf dem Klopfer: nicht den Klopfer, sondern Marleys Gesicht.

Marleys Gesicht. Nicht im Schatten wie die übrigen Dinge im Hof, sondern von einem unheimlichen Schimmer umgeben, wie ein schlechter Hummer in einem dunklen Keller. Es war weder wütend noch wild, sondern blickte Scrooge so an, wie Marley es immer getan hatte: mit gespenstischen Brillengläsern, die auf seiner gespenstischen Stirn saßen. Das Haar war seltsam zerzaust, als ob es von Atem oder heißer Luft bewegt worden wäre, und obwohl die Augen weit geöffnet waren, waren sie vollkommen regungslos. Schrecklich war es, und doch schien der Schrecken nicht aus dem Gesicht selbst, sondern über es hinauszugehen.

Als Scrooge erneut starrte, war es wieder nur ein Klopfen.

Erschrocken war er wohl, auch wenn er es nicht zugab. Doch er drehte den Schlüssel, trat ein und zündete seine Kerze an. Er blickte noch einmal zur Tür zurück, als er sie schloss, halb erwartend, Marleys Zopf hervorlugen zu sehen. Doch da war nichts. „Pah!“ sagte er und schlug die Tür zu.

Der Widerhall grollte durchs ganze Haus. Doch Scrooge war kein Mann, sich von Echos schrecken zu lassen. Er schloss ab, ging durch die Halle und die Treppe langsam hinauf, die Kerze schützend. So breit war die Treppe, dass man einen Leichenwagen hinaufbringen konnte, und Scrooge glaubte fast, im Dunkel einen solchen vor sich zu sehen.

Oben prüfte er alle Räume: Wohnzimmer, Schlafzimmer, Rumpelkammer. Alles in Ordnung, niemand versteckt, das kleine Feuer im Kamin, der Haferbrei für seine Erkältung auf dem Herd.

Zufrieden schloss er doppelt ab, zog Rock und Schuhe aus, setzte Mütze und Schlafrock auf und setzte sich ans Feuer.

Ein sehr kleines Feuer. Kaum genug, um Wärme zu spenden. Die niederländischen Kacheln mit biblischen Bildern zogen seine Gedanken an und doch überlagerte sie alle das Bild von Marley.

„Humbug!“ sagte Scrooge und ging im Zimmer auf und ab.

Dann setzte er sich wieder, warf den Kopf zurück und sein Blick fiel auf eine Glocke, die längst nicht mehr in Gebrauch war. Zu seinem Erstaunen begann sie sich zu bewegen. Erst kaum hörbar, dann lauter, bis alle Glocken im Haus schrillten.

Eine halbe Minute, vielleicht eine ganze. Es schien eine Stunde. Dann schwiegen sie alle zugleich. Es folgte ein Klirren tief unten, als ziehe jemand eine schwere Kette über die Fässer im Weinkeller.

Scrooge erinnerte sich, dass man von Geistern in Spukhäusern erzählt hatte, die Ketten schleppten.

Die Kellertür flog mit einem dröhnenden Knall auf, und dann hörte er das Geräusch viel lauter, in den unteren Stockwerken; dann die Treppe heraufkommend; dann direkt auf seine Tür zukommen.

„Es ist immer noch Humbug!“, sagte Scrooge. „Ich will es nicht glauben.“

Doch seine Gesichtsfarbe änderte sich, als das Geräusch – ohne innezuhalten – durch die schwere Tür drang und in den Raum trat, direkt vor seine Augen. Beim Eintreten sprang die sterbende Flamme auf, als ob sie rief: „Ich kenne ihn! Marleys Geist!“, und sank sofort wieder nieder.

Dasselbe Gesicht: genau dasselbe. Marley mit seinem Zopf, der gewohnten Weste, den Strümpfen und Stiefeln; die Quasten derselben sträubten sich, wie sein Zopf, die Rockschoße und die Haare auf seinem Kopf. Die Kette, die er hinter sich herzog, war um seine Mitte geschlungen. Sie war lang und wand sich wie ein Schweif um ihn; und sie war gemacht (wie Scrooge genau bemerkte) aus

Geldkassetten, Schlüsseln, Vorhängeschlössern, Kontobüchern, Urkunden und schweren Geldbeuteln aus Stahl. Sein Körper war durchsichtig, sodass Scrooge, indem er ihn betrachtete und durch seine Weste hindurchsah, die zwei Knöpfe seines Rockes auf dem Rücken erkennen konnte.

Scrooge hatte oft sagen hören, Marley hätte kein Mitgefühl gehabt, aber geglaubt hatte er es bis jetzt nie.

Doch, selbst jetzt glaubte er es nicht wirklich. Obwohl er den Geist ganz und gar durchdrang mit seinem Blick und ihn vor sich stehen sah; obwohl er die frostigen Auswirkungen seiner todeskalten Augen spürte; und den Stoff des um Kopf und Kinn gebundenen Tuches genau erkannte, das er zuvor nicht bemerkt hatte: war er noch immer ungläubig und kämpfte gegen seine Sinne an.

„Nun, was nun!“, sagte Scrooge, beißend und kalt wie immer. „Was willst du von mir?“

„Viel!“ – Es war Marleys Stimme, ohne Zweifel.

„Wer bist du?“

„Frag mich, wer ich war.“

„Wer warst du also?“, sagte Scrooge und erhob seine Stimme. „Du bist penibel für einen Schatten.“ Er wollte sagen „zu einem Schatten“, ersetzte es aber durch dies, weil es ihm passender erschien.

„Im Leben war ich dein Partner, Jacob Marley.“

„Kannst du, kannst du dich setzen?“, fragte Scrooge, ihn zweifelnd betrachtend.

„Ich kann.“

„Dann tu es.“

Scrooge stellte die Frage, weil er nicht wusste, ob ein Geist, so durchsichtig, überhaupt imstande sei, auf einem Stuhl Platz zu nehmen; und er fühlte, dass im Falle des Gegenteils eine peinliche Erklärung nötig sein könnte. Doch der Geist setzte sich auf die andere Seite des Kamins, als sei er daran gewöhnt.

„Du glaubst nicht an mich“, bemerkte der Geist.

„Ich nicht“, sagte Scrooge.

„Welchen Beweis würdest du für meine Wirklichkeit verlangen, außer dem deiner Sinne?“

„Ich weiß nicht“, sagte Scrooge.

„Warum zweifelst du an deinen Sinnen?“

„Weil“, sagte Scrooge, „eine Kleinigkeit sie beeinflusst. Eine leichte Magenverstimmung macht sie zu Betrügern. Du magst ein unverdautes Stück Rindfleisch sein, ein Senffleck, ein Krümel Käse, ein Rest einer halb rohen Kartoffel. Es steckt mehr Sauce als Grab in dir, was immer du auch bist!“

Scrooge war nicht gewohnt, Witze zu reißen, noch war ihm in diesem Moment nach Scherzen zumute. In Wahrheit bemühte er sich nur, geistesgegenwärtig zu erscheinen, um seine Aufmerksamkeit von seinem eigenen Schrecken abzulenken; denn die Stimme des Gespenstes erschütterte ihm das Mark in den Knochen. Einen Augenblick lang schweigend in diese starren, gläsernen Augen zu blicken, wäre, das fühlte Scrooge, sein Untergang gewesen. Es war auch etwas Schreckliches daran, dass das Gespenst gleichsam von einer höllischen Atmosphäre umgeben war. Scrooge konnte sie selbst nicht fühlen, doch

zweifelte er nicht daran; denn obgleich der Geist vollkommen reglos saß, flatterten seine Haare, die Rockschoße und Quasten, als ob sie vom heißen Dampf eines Ofens bewegt würden.

„Siehst du dieses Zahnstocherchen?“, sagte Scrooge schnell, erneut zum Angriff übergehend, aus dem eben genannten Grund und in der Hoffnung, auch nur für einen Augenblick den steinernen Blick der Erscheinung von sich abzulenken.

„Ich sehe es“, erwiderte der Geist.

„Du siehst es nicht an“, sagte Scrooge.

„Aber ich sehe es dennoch“, sprach der Geist.

„Nun!“, gab Scrooge zurück. „Ich brauche nur dies zu verschlucken, und für den Rest meiner Tage werde ich von einer Legion Kobolde verfolgt, allesamt meiner eigenen Erfindung. Humbug, sag ich, Humbug!“

Darauf stieß der Geist einen furchtbaren Schrei aus und schüttelte seine Kette mit einem so kläglichem und entsetzlichen Lärm, dass Scrooge sich fest an seinen Stuhl klammerte, um nicht in Ohnmacht zu fallen. Doch wie viel größer war sein Entsetzen, als das Gespenst das Band um seinen Kopf löste, als sei es ihm zu warm, es drinnen zu tragen, und sein Unterkiefer auf die Brust herabsank!

Scrooge sank auf die Knie und faltete die Hände vors Gesicht.

„Erbarmen!“, rief er. „Schreckliche Erscheinung, warum suchst du mich heim?“

„Mensch mit weltlichen Sinnen!“, erwiderte der Geist, „glaubst du nun an mich oder nicht?“

„Ich tue es“, sagte Scrooge. „Ich muss. Aber warum wandeln Geister auf Erden, und warum kommen sie zu mir?“

„Es ist unsere oberste Menschenpflicht“, sprach der Geist, „unsere Nächsten Gute zu tun. Wenn wir diese Pflicht zu unseren Lebzeiten versäumen, so sind wir dazu verdammt, Nächstenliebe nach dem Tode zu üben. Wir sind dazu verdammt, rastlos durch die Welt zu irren, ach wehe mir! Weit und lang zu wandern und zu sehen, was wir nicht mehr teilen können, was wir aber hätten teilen können, und es in Glück hätten verwandeln können!“

Wieder erhob das Gespenst einen Schrei, schüttelte seine Kette und rang die schattenhaften Hände.

„Du bist gefesselt“, sagte Scrooge zitternd. „Sag mir, warum?“

„Ich trage diese Kette, die ich im Leben selbst schmiedete“, antwortete der Geist. „Glied um Glied, und Elle um Elle schmiedete ich sie; ich legte sie mir aus freiem Willen an, und aus freiem Willen trug ich sie. Ist dir ihre Form fremd?“

Scrooge zitterte mehr und mehr.

„Oder willst du wissen“, fuhr der Geist fort, „wie lang und schwer die Kette ist, die du selbst trägst? Vor sieben Weihnachtsabenden war sie bereits ebenso schwer und lang wie diese. Du hast sie seitdem weiter geschmiedet. Es ist eine gewaltige Kette!“

Scrooge blickte um sich auf den Boden, in der Erwartung, von fünfzig oder sechzig Klaftern Eisenkette umgeben zu sein: doch er sah nichts.

„Jacob“, flehte er. „Alter Jacob Marley, sag mir mehr. Sprich Trost zu mir, Jacob.“

„Ich habe keinen zu geben“, erwiderte der Geist. „Er kommt aus anderen Regionen, Ebenezer Scrooge, und wird von anderen Boten überbracht, zu anderen Arten von Menschen. Noch dazu kann ich dir nicht einmal alles sagen, was ich wollte. Nur wenig mehr ist mir gestattet. Ich kann nicht ruhen, nicht bleiben an irgendeinem Ort. Mein Geist wandelte nie über unser Büro hinaus. Merk dir das! Im Leben schritt mein Geist nie hinaus über die engen Grenzen unseres Büros. Weite, mühsame Wege liegen vor mir!“

Es war Scrooges Gewohnheit, wenn er nachdachte, die Hände in die Hosentaschen zu stecken. Grübelnd über das, was der Geist gesagt hatte, tat er es nun, ohne die Augen zu erheben oder von den Knien aufzustehen.

„Du musst sehr langsam gewesen sein, Jacob“, bemerkte Scrooge geschäftsmäßig, wenn auch in Demut und Ehrfurcht.

„Langsam!“, wiederholte der Geist.

„Sieben Jahre tot“, murmelte Scrooge. „Und die ganze Zeit unterwegs?“

„Die ganze Zeit“, sprach der Geist. „Keine Ruhe, kein Frieden. Eine unablässige Qual Buße zu tun.“

„Du reist schnell?“, fragte Scrooge.

„Auf den Flügeln des Windes“, erwiderte der Geist.

„Da hättest du in sieben Jahren eine große Strecke zurücklegen können“, sagte Scrooge.

Der Geist stieß bei diesen Worten einen weiteren Schrei aus und ließ seine Kette so entsetzlich in der Totenstille der Nacht klirren, dass man ihn hätte verklagen können, wäre er noch unter den Lebenden gewesen.

„Oh! Du Gefangener, angekettet, doppelt in Eisen!“, rief das Gespenst. „Nicht wissend, dass Zeitalter voller Mühe von unsterblichen Wesen vergehen müssen, bevor das Gute, dessen sie fähig sind, ganz zum Vorschein kommt. Nicht wissend, dass jeder christliche Geist, der gütig in seinem kleinen Kreis wirkt, ganz gleich, wie klein sein Wirkkreis ist - sein sterbliches Leben zu kurz finden wird für die ungeheuren Möglichkeiten, Gute zu tun. Nicht wissend, dass keine noch so große Reue ein einziges verpassstes Leben wieder gutmachen kann! Und doch war ich so! Oh, so war ich!“

„Aber du warst immer ein guter Geschäftsmann, Jacob“, stammelte Scrooge, der nun begann, dies auf sich selbst zu beziehen.

„Geschäft!“, rief der Geist und rang wieder seine Hände. „Die Menschheit war mein Geschäft. Das Wohl der Allgemeinheit war mein Geschäft; Wohltätigkeit, Barmherzigkeit, Nachsicht und Güte, all das war mein Geschäft. Die Geschäfte meines Handels waren nur ein Tropfen Wasser im allumfassenden Ozean meines Geschäftes!“

Er hob seine Kette hoch, als sei sie die Ursache all seiner unfruchtbaren Trauer, und warf sie schwer auf den Boden.

„In dieser Zeit des Jahres“, sprach das Gespenst, „leide ich am meisten. Warum ging ich unter Menschen, den Blick gesenkt, und hob ihn nie zu dem gesegneten Stern,

der die Weisen zu einer armen Hütte führte? Gab es keine armen Heime, zu denen sein Licht mich hätte geleiten können?“

Scrooge war sehr bestürzt, den Geist so sprechen zu hören, und begann heftig zu zittern.

„Höre mich!“, rief der Geist. „Meine Zeit ist fast vorbei.“

„Ich will ja“, sagte Scrooge. „Aber sei nicht hart zu mir! Sei nicht blumig, Jacob! Bitte!“

„Wie es kommt, dass ich dir erscheine in einer Gestalt, die du sehen kannst, darf ich nicht sagen. Ich habe unsichtbar an deiner Seite gesessen, viele, viele Tage.“

Es war kein angenehmer Gedanke. Scrooge schauderte und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Das ist kein leichter Teil meiner Buße“, fuhr der Geist fort. „Ich bin heute Nacht hier, um dich zu warnen, dass dir noch eine Chance und Hoffnung bleibt, meinem Schicksal zu entrinnen. Eine Chance und Hoffnung, die ich dir verschaffen kann, Ebenezer.“

„Du warst immer ein guter Freund zu mir“, sagte Scrooge. „Danke dir!“

„Du wirst heimgesucht werden“, fuhr der Geist fort, „von drei Geistern.“

Scrooges Gesicht fiel fast so tief wie das des Geistes.

„Ist das die Chance und Hoffnung, die du erwähnt hast, Jacob?“, fragte er mit stockender Stimme.

„Ja.“

„Ich... ich glaube, ich würde lieber nicht“, sagte Scrooge.

„Ohne ihren Besuch“, erwiderte der Geist, „gibt es keine Hoffnung mehr, dass du deine Ketten abwerfen kannst. Erwarte den ersten, wenn morgen die Uhr eins schlägt.“

„Könnte ich sie nicht alle auf einmal nehmen, und es wäre vorbei, Jacob?“, fragte Scrooge zögerlich.

„Erwarte den zweiten in der nächsten Nacht zur gleichen Stunde. Den dritten in der folgenden Nacht, wenn der letzte Schlag der Zwölf verklungen ist. Dann siehst du mich nicht mehr; und sieh zu, dass du, um deiner selbst willen, für dich behältst, was zwischen uns gesprochen wurde!“

Als er dies gesagt hatte, nahm das Gespenst das Tuch vom Tisch und band es wieder um seinen Kopf. Scrooge erkannte dies am scharfen Laut, den seine Zähne machten, als der Kiefer durch das Band zusammengezogen wurde. Er wagte es, die Augen zu erheben, und fand seinen übernatürlichen Besucher wieder vor sich, aufrecht stehend, die Kette um den Arm geschlungen.

Die Erscheinung ging rückwärts von ihm fort; und bei jedem Schritt öffnete sich das Fenster ein wenig, sodass es, als der Geist es erreichte, weit offenstand. Es winkte Scrooge, näher zu kommen, was er tat.

Als sie zwei Schritte voneinander entfernt standen, hob Marleys Geist die Hand, warnend, nicht näher zu treten. Scrooge blieb stehen.

Nicht so sehr aus Gehorsam, sondern aus Überraschung und Furcht: denn mit dem Heben der Hand vernahm er verworrene Geräusche in der Luft;

unverständliche Klagen und Reue-Rufe; Wehgeschrei unbeschreiblich traurig und selbstanklagend. Das Gespenst lauschte einen Augenblick, stimmte dann in die klagende Totenweise ein und glitt hinaus in die frostige, dunkle Nacht.

Scrooge trat ans Fenster, getrieben von verzweifelter Neugier. Er blickte hinaus.

Die Luft war erfüllt von Phantomen, die unruhig hin und her eilten und dabei stöhnten. Jeder einzelne trug Ketten wie Marleys Geist; einige wenige (es mochten schuldig gewordene Regierungen sein) waren miteinander verbunden; keiner war frei. Viele von ihnen hatte Scrooge in ihrem Leben gekannt. Besonders vertraut war ihm einer, ein alter Geist in weißer Weste, mit einem riesigen Eisentresor an seinem Fußgelenk, der jämmerlich schrie, weil er einer armen Frau mit einem Kind nicht helfen konnte, die er unten auf einer Schwelle sitzen sah. Das Elend aller bestand darin, dass sie eingreifen wollten, zum Guten, in menschliche Angelegenheiten, und die Macht dazu für immer verloren hatten.

Ob diese Wesen im Nebel verschwanden oder ob der Nebel sie einhüllte, konnte er nicht sagen. Doch sie und ihre geisterhaften Stimmen vergingen zugleich; und das Licht wurde wieder, wie es gewesen war, als er nach Hause gegangen war.

Scrooge schloss das Fenster und untersuchte die Tür, durch die der Geist eingetreten war. Sie war doppelt verschlossen, so wie er sie selbst verschlossen hatte, und die Riegel unberührt. Er versuchte, „Humbug!“ zu sagen,

brach aber schon bei der ersten Silbe ab. Und da er, durch die erlittenen Erregungen, die Mühen des Tages, den Blick in die Anderswelt, das langweilige Gespräch des Geistes oder die späte Stunde, sehr der Ruhe bedurfte, ging er geradewegs zu Bett, ohne sich auszuziehen, und fiel im selben Augenblick in Schlaf.